

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Helmecke, Monika

Die Vase

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gitta hockt sich neben ihn, sieht auf sein verzerrtes Gesicht. Sein von übergroßem Erstaunen oder Schmerzen verzerrtes Gesicht. Streicht mit leichter Bewegung über die bleichen Wangen, berührt seine Haare, die blutverklebt sind, betrachtet ihn, ohne sich zu bewegen. Dann legt sie ihre ausgestreckte Hand mit gespreizten Fingern in die Lache von geronnenem Blut, in der sein Kopf liegt, und setzt sie auf den Teppich. Eine rote Hand auf hellem Untergrund. Der Teppich mag, bevor der Mann erschlagen worden ist, fleckenlos gewesen sein. Jetzt ist eine rote Hand darauf, und dann noch eine. Gitta gruppiert um die Hände dunkelrote Rosen, die überall auf dem Teppich und auf dem Tisch liegen. Sie blickt auf das Stilleben zu ihren Füßen, lächelt, nimmt die auf dem Tisch liegende Vase, an deren schwerem Fuß auch Blut klebt. Sie wiegt sie in der Hand, hält sie so, wie sie einen Hammer halten würde, hätte sie je einen Hammer angefasst, macht die Bewegung eines Schlages in die Luft. Sie steht auf, noch mit der Vase in der Hand, führt wieder diese Schlagbewegung aus, die Vase zerschellt an der Tischkante. Gitta schreit triumphierend. Aber sofort hält sie inne, lauscht, sieht erschrocken auf den leblos Liegenden. In das verzerrte Gesicht, das sich nicht bewegt hat, sich niemals mehr bewegen wird. Von ihrer Hand tropft Blut, auch auf den einstmals makellos hellen Teppich. Sie achtet nicht darauf. Schreit nur wieder, dann erschüttert Lachen ihren Körper, zuerst lautlos, dann wird es zum Kichern, zum lauten Lachen, zum Brüllen. Sie wirft die Reste der Vase, die sie noch in der Hand gehalten hat, auf den Liegenden, geht zum Teetischchen, auf dem das Telefon steht. Sie betrachtet es eine Zeit lang, nun wieder ernst, sieht noch einmal auf den Toten, dann nimmt sie den Hörer, tippt Zah-

len ein und sagt: »Mein Mann ist ermordet worden.« Sie gibt ihren Namen durch, die Adresse. Legt sich auf die Couch, schläft sofort ein. Es ist der Abend des 2. März.

Einundzwanzig Rosen standen in der Vase, einundzwanzig halb aufgeblühte dunkelrote Rosen, die das Zimmer mit ihrem Duft füllten. Sie ging zum Rosenstrauß, steckte ihre Nase hinein und sog den Duft tief ein. Dann strich sie zärtlich über das Kristall der alten Vase. »Wie schön sie ist«, sagte sie leise.

Johannes war neben sie getreten, legte ihr die Hand auf die Schulter, dicht an ihre Wange, die er nun streichelte. »Diese Vase hat mein Großvater seiner Frau zur Hochzeit geschenkt, mit einundzwanzig roten Rosen, später mein Vater seiner Frau, ebenfalls mit einundzwanzig Rosen, und nun schenke ich sie dir. Geh sorgsam damit um, damit unser Sohn sie ebenfalls weitergeben kann.«

Voller Bewunderung sah sie auf das matt glänzende Kristall, strich noch einmal leicht über die bauchige Rundung, roch an den Rosen. »Ich werde sie in Ehren halten«, sagte sie und lehnte sich an ihren Mann. Dann ging sie durch das Zimmer, strich mit leichten Handbewegungen an den Möbeln vorbei, zog spielerisch das Schubfach einer Kommode auf, betrachtete sich in der sie spiegelnden Glasscheibe des Bücherschranks.

»Das gehört nun alles auch dir«, sagte Johannes zärtlich.

»Dann wollen wir es einweihen.« Sie setzte sich auf den Schreibtisch, zog ihn zwischen ihre geöffneten Beine. Johannes schüttelte den Kopf, hob sie auf den Arm und trug sie ins Schlafzimmer.

Gitta erwacht von schrillum, lang anhaltendem Klingeln. Vor der Haustür stehen mehrere Männer und eine Frau in Zivil, weisen sich als Polizisten aus. Sie lässt sie hinein, führt sie ins Wohnzimmer.

Das Zimmer ist so voll gestellt mit Möbeln, dass sich die Polizisten kaum darin bewegen können. Die Frau, die sich als Kommissarin Jäger vorgestellt hatte, sagt unwillkürlich, als

sie das Zimmer betritt: »Oh, sind das schöne Möbel.« Es ist ihr im gleichen Augenblick peinlich, erkennbar unangenehm. Aber Gitta entgegnet nur:

»Die sind von den Urgroßeltern, den Großeltern und Eltern.« Sie stellt sich in den Türrahmen und beobachtet die Männer, die den Ermordeten von allen Seiten fotografieren. Andere suchen das Zimmer nach eventuellen Spuren ab.

Die Kommissarin sagt, den blutigen Handabdruck betrachtend: »Hoffentlich ist das nicht der Beginn einer Mordserie, Markenzeichen ›Die blutige Hand‹.« Da verlässt Gitta den Raum, geht eine Treppe höher in ein winziges Zimmer, das mit einigen wenigen modernen Möbeln ausgestattet ist. Dort setzt sie sich an den Tisch, betrachtet ihre Hand mit der geronnenen Blutspur, als sähe sie sie zum ersten Mal, sieht auf das beschmutzte Festkleid. Schüttelt den Kopf, stützt die Arme auf und blickt aus dem Fenster, in den Garten, auf die noch winterlich kahlen Bäume. So wird sie auch von der Kommissarin gesehen, als die sie später aufsucht.

»Sie haben Ihren Mann gefunden?«, fragt sie.

Gitta nickt nur. Sieht weiter aus dem Fenster.

»Wann war das?«

Gitta hebt die Schultern. »Vielleicht gegen elf.«

»Hatten Sie schon geschlafen?«

»Unser gemeinsames Schlafzimmer ist unten, angrenzend an das Wohnzimmer. Ich hatte gelesen.«

»Haben Sie etwas gehört?«

Wieder hebt Gitta unentschieden die Schultern. »Ich weiß nicht. Keine Ahnung, vielleicht irgendein Geräusch, das ungewöhnlich war. Oder auch gar nichts. Es ist so lange her.«

»Zwei Stunden«, sagt die Kommissarin.

Sie sehen sich an. Als müssten sie sich jede Falte im Gesicht der anderen einprägen. Beide sind etwa im gleichen Alter, die Kommissarin mit müdem grauen Gesicht, kurz geschnittenen grauen Haaren, grauen Hosen, einer dunklen Jacke. Alles ist grau an der Frau, selbst die Gitta musternden Augen. Gitta ist farbig, ihre rot getönten Haare, ihr zartlilafarbenes langes Kleid, ihr stark geschminktes Gesicht. Längere Zeit sit-

zen sie voreinander, sich gegenseitig fixierend, schweigend. Gitta lächelt nun etwas, ihre trotz der Farbe erkennbaren tief eingekerbten senkrechten Mundfalten werden weicher. Die Kommissarin betrachtet sie ein wenig erstaunt, deutlich missbilligend.

»Soll ich Ihnen den Arzt schicken?«, fragt sie dann.

Gitta schüttelt den Kopf. Und weiter geht das Frage- und Antwortspiel, als würde nicht unten ein Mann liegen mit eingeschlagenem Schädel, als hätten dieser Mann und Gitta nicht dreißig Jahre in diesem Haus zusammengelebt.

»Hatte Ihr Mann Feinde?«

»Die brauchte er nicht, er war sich selbst feind genug.«

»Wir untersuchen keinen Selbstmord«, sagt die Kommissarin, »wie meinen Sie das, sich selbst feind genug?«

Gitta sieht aus dem Fenster, antwortet nicht.

Die Kommissarin steht auf. »Ich schicke Ihnen doch den Arzt.«

Dann verlässt sie das Zimmer.

Als der Arzt kommt, sagt Gitta, sie brauche nichts, lässt es dann aber doch geschehen, dass er sie zur Sitzcouch führt, ihr eine Spritze gibt, die Wunde an der Hand versorgt. Sie schläft ein, hört nicht mehr, wie die Polizisten, die unten ihre Arbeit vollendet haben, das Haus verlassen.

Johannes zog mit einer Pinzette eine Briefmarke aus dem Album. »Fast jede hat ihre Geschichte«, sagte er.

»Für mich sind das mehr oder weniger nur bunte Bildchen«, die junge Frau lächelte, »manche finde ich sehr schön. Die zum Beispiel.« Sie deutete auf die Marke, die Johannes mittels der Pinzette in der Hand hielt. Eine Marke mit Märchenmotiv, Schneewittchen bei den sieben Zwergen. »Erzähl mir ihre Geschichte«, bat sie.

»Ja«, sagte er sinnend, »an dieser hänge ich besonders.« Er betrachtete die Marke eine Weile schweigend, dann erzählte er: »Ich war fünf Jahre alt, ja fünf, glaube ich. Wir hatten eine Spreewaldfahrt gemacht, meine Eltern und ich. Am Anfang fand ich es ganz interessant, aber es wurde immer lang-

weiliger, ich musste still sitzen, die Hände durfte ich nicht ins Wasser halten und reden auch nicht so viel, weil der Kahn voller Fremder war. Mein Vater versprach mir eine Überraschung, wenn ich brav wäre. Als wir endlich aus dem Kahn gestiegen waren, gingen wir in ein Postamt, und dort kaufte Vater mir diese Marke. Es war meine allererste Briefmarke. Zu Hause bekam ich dazu noch eines seiner Alben, das er mit verschiedenen anderen Marken gefüllt hatte. Auch die kann ich dir alle zeigen. Alle.« Johannes steckte die Marke wieder an die alte Stelle, blätterte weiter.

»So lange sammelst du schon?«

Johannes lächelte leicht. »Eigentlich viel, viel länger, eigentlich habe ich schon in meinem Großvater und meinem Vater gesammelt, sie haben es in mich hineingepflanzt. Nur«, er wirkte plötzlich ein wenig traurig, »leider etwas unvollkommen. Ich bin kein richtiger Sammler. Ich hebe die Marken auf, manchmal sehe ich sie mir an, manchmal kaufe ich auch welche, ganz selten, und besondere Marken, die mir jemand auf Briefen schickt, lege ich in einen großen Umschlag. Mehr nicht. Ich bin nur ein Aufbewahrer. Meine Leidenschaft liegt mehr in der ganz alten Zeit, wie du weißt. Vielleicht wird unser Sohn wieder ein richtiger Briefmarkensammler.«

»Fällt dir zu dieser auch etwas ein?« Die junge Frau tippte wahllos auf eine der eingesteckten Marken.

Johannes schüttelte den Kopf. »Aber zu dieser.« Wieder hob er vorsichtig mit der Pinzette eine heraus. Es war eine alte Marke, der Stempel sehr deutlich zu lesen. Danzig, 16. 5. 1939. »Die hat mein Vater geliebt. Er hatte sie seinen Eltern auf einer Ansichtskarte aus Danzig geschickt. Es war die erste größere Reise meiner Eltern gewesen, genau nach zehn Jahren Ehe. Manchmal nahm Vater sie heraus, legte sie vor sich hin und betrachtete sie lange. Du weißt ja, dass Mutter bei meiner Geburt gestorben war. – Oder diese hier«, wieder holte Johannes eine alte Marke hervor, »die klebte auf einem Feldpostbrief meines Großvaters. Es war der letzte gewesen, den er geschickt hatte, dann bekam er den Heilmatschuss, lag lange im Lazarett. Als er nach Hause kam,

hatte er nur noch einen Arm. Immer wenn er später vor seinen Alben saß und diese Marke betrachtete, soll er geweint haben.«

Die junge Frau hatte sich an ihren Mann gelehnt und hörte ihm zu. Sie schloss die Augen, seinen Worten lauschend, seiner warmen Stimme. Darüber wäre sie beinahe eingeschlafen.

»Langweile ich dich?«, fragte Johannes.

»Nein, nein«, beteuerte sie, »ich bin nur ein wenig müde. Die große Wäsche erschöpft mich immer etwas.« An ihn gelehnt, betrachtete sie die vielen Briefmarken. »Gibt es auch schon eine, die unsere Geschichte erzählen könnte?«, fragte sie, und es fröstelte sie ein wenig bei dem Gedanken.

Johannes schüttelte den Kopf. »Ich habe noch keine der Marken sortiert, aber ich werde es eines Tages tun und unsere Geschichte denen meiner Großeltern und Eltern hinzufügen.«

Sie nickte. »Es ist wie ein langes Band, das nicht abreißen sollte. Wenn wir es aber doch durchschnitten? Etwas ganz anderes machten?«

»Es wird uns nicht gelingen. Man bildet sich immer nur ein, anders leben zu können oder zu wollen als die Altvorvorden. Du kannst nichts dagegen tun, dass sich immer alles wiederholt. Wir befinden uns in gewisser Abhängigkeit von der Vergangenheit. Immer. Ob wir es wollen oder nicht.« Johannes hatte das Album geschlossen, den Arm um seine junge Frau gelegt. »Aber wenn man sich dessen bewusst ist, hat man daran nur Freude.«

»Und wo ist hier in diesem Hause meine Vergangenheit?«, fragte sie ihn.

»Du erzählst sie mir, oder wir erfinden dir eine.« Johannes war aufgestanden, an den alten Schrank getreten, dessen Intarsienarbeiten die junge Frau manchmal lange betrachten konnte, ohne müde zu werden. Johannes öffnete die Schranktür, zog eines der Schubfächer hervor, entnahm ihm eine alte hölzerne Zigarrensachtel. »Meine Schatzkiste aus der Kinderzeit.« Er lächelte, hielt die Hand auf dem abgeschabten Holz, ohne die Schachtel zu öffnen. »Du kennst meine ar-

chäologische Sammlung«, begann er, noch immer die Hand auf der geschlossenen Schachtel haltend.

»Ja, die Steine«, sagte die junge Frau. Es klang wohl etwas gelangweilt, denn Johannes beeilte sich hinzuzufügen:

»Ja, die Versteinerungen, die Tonscherben, du weißt bereits, wie sehr ich daran hänge. Alles hat hiermit angefangen.«

Er öffnete den Deckel. Die junge Frau sah über seine Schulter hinweg vielerlei Krimskrams, alte Zigarettenbildchen, Zinnsoldaten, einen Radiergummi und vieles andere, dessen Sinn sie nicht einmal verstand. Johannes entnahm der Schachtel einen Stein.

»Das ist ein Faustkeil«, sagte er. Die junge Frau streckte die Hand aus, und Johannes legte ihr den Stein hinein.

»Bist du sicher?«, fragte sie ungläubig, betrachtete den dunklen Stein, der Spuren zeigte, als wäre er einst wirklich von Menschenhand geformt worden.

»Ich habe ihn als Junge gefunden, auf einer Klassenfahrt, auch das wäre eine Geschichte, aber meine. Was ich dir sagen will, ist, alle Dinge haben ihre eigene Geschichte. Du kannst sie dir ausdenken wie die dieses Werkzeugs. Du kannst dir die Hand dazu vorstellen, den Menschen, wie er gesessen hat, den Stein zu formen, und wie er sich gefreut hat, als er ihn das erste Mal als Werkzeug oder als Waffe benutzt hat. Vielleicht hat er auch jemanden erschlagen, den Bruder oder den Fremdling, der ihn seiner Höhle berauben wollte. Oder ein Bär hat ihm sein Lager im Winter streitig machen wollen oder –«

»Für mich ist es ein Stein«, sagte die junge Frau fast grob, »ebenso wie deine anderen Steine, nichts Lebendes eben, nur kalte schwere Materie. Was nützt es, dass einmal Leben in ihnen war, wie in deinen Schnecken oder Muscheln. Es sind jetzt nur noch seelenlose Steine. – Ich habe überhaupt kein Verhältnis zur Vergangenheit. Was früher war, interessiert mich nicht. Bei uns zu Hause wurde nie aufgehoben, was alt war.«

Johannes lächelte. »Was für ein Unterschied. Unser Haus

steht fast zweihundert Jahre. Und auch die Inneneinrichtung ist noch fast so wie zu meines Urgroßvaters Zeiten. Es ist nur immer etwas hinzugekommen, ganz selten etwas entfernt worden.«

»Und das gefällt dir?«

»Wie hätten wir sonst diese wunderschönen alten Möbel jetzt unser Eigentum nennen können?«

»Meine Familie war ausgebombt, da war ich gerade geboren. Meine Eltern hatten alles verloren, nur, was sie auf dem Leibe trugen, war ihnen geblieben. Sie mussten alles neu einkaufen, irgendeinen Kriegsplunder. Da war es kein Wunder, dass sie zehn Jahre später schon wieder Möbel kaufen mussten, auch wieder billiges Zeug, das kaum zehn Jahre hielt. Vergangenheit war für sie Krieg und Elend. Sie wollten nicht daran erinnert werden.«

»Armer Hase«, sagte Johannes und streichelte seine junge Frau zärtlich.

Gitta führt den Mann durch die Räume. Weist wortlos auf Schränke, Tische, Stühle. Öffnet Schubladen und -lädchen des alten Sekretärs, entnimmt der Kredenz einen im Licht der Sonne funkelnden Römer. Zieht eine große Schublade auf, in der die Sammlung von Versteinerungen liegt. Sie betrachtet sie einen Moment reglos, dann schüttelt sie den Kopf, geht weiter. Als sie zu ihrem kleinen Zimmer kommt, verschließt sie die Tür, nimmt den Schlüssel an sich, wortlos, geht mit dem Mann zum letzten, einem Kinderzimmer, in dem alte Bildchen an der Wand hängen und eine Wiege in der Ecke steht, deren Farben verblasst sind.

Sie gehen wieder die Treppe hinunter, in die Diele.

»Wie viel?«, fragt Gitta.

Der Mann mittleren Alters, der mit unbewegter Miene durch die Räume gegangen ist, betrachtet auch die alten Einrichtungsgegenstände der Diele eingehend. Sein Gesichtsausdruck verändert sich nicht, bleibt starr, unbewegt.

»Achtzigtausend«, sagt er nach einer Weile des Schweigens.

Gitta lacht, schüttelt den Kopf.

»Das Doppelte«, sagt sie. »Hundertsechzigtausend. Aber«, fügt sie hinzu, »wenn Sie es schaffen, das Haus in einer«, sie zögert, »sagen wir, in zwei Stunden, also, wenn Sie es schaffen, das Haus in zwei Stunden völlig zu räumen, dann nur hunderttausend. Das abgeschlossene Zimmer bleibt selbstverständlich ausgenommen.«

»Blödsinn«, knurrt der Mann. »Fünfundachtzig, mein letztes Wort.«

Gitta geht die wenigen Schritte zur Eingangstür, öffnet sie. »Ich handle nicht«, bemerkt sie, »entweder Sie nehmen das Angebot an, oder ich bitte jemand anderen.« Ich bitte, sagt sie, als sollte man ihr einen Gefallen tun.

Der Mann rührt sich nicht von der Stelle. »Und wie wollen Sie die Schränke so schnell leer räumen?«

»Sie bekommen alles«, entgegnet sie, »was Sie gebrauchen können, behalten Sie, es ist ausreichend Wertvolles auch in den Schränken. Den Rest werfen Sie einfach weg. Die Steinammlung allerdings sollten Sie dem Museum anbieten.«

»Neunzigtausend und acht Stunden«, versucht es der Mann noch einmal. Aber Gitta macht nur eine ungeduldige Handbewegung, antwortet nicht, öffnet die Tür nur ein bisschen weiter. »Also gut«, murrte der Mann dann, »aber nur, weil ich Ihnen helfen will. Gewinn mach ich dadurch nicht.«

»Warten Sie, ich bin gleich so weit«, Gitta eilt die Treppe hinauf.

»Arrogante Zicke«, murmelt der Mann, aber nun hat sich sein Gesichtsausdruck verändert, gierig sieht er sich um, öffnet den Garderobenschrank, der dunkel und schwer einen großen Teil der Diele einnimmt. Spielerisch nimmt er einen alten Spazierstock mit Elfenbeinknauf heraus, lässt ihn um das Handgelenk wirbeln, wie er es in einem alten Film gesehen haben mag. Dabei grinst er vor sich hin. Überrascht fährt er auf, als Gitta neben ihm steht.

»Ich bin so weit.«

Sie gehen zur Bank, es dauert eine Weile, bis er die hundertsechzigtausend Mark in Fünfhundert- und Tausendmark-

scheinen erhält. Er hat sich gegen die hohe Summe bis zuletzt gewehrt. »Wer gibt mir die Garantie, dass Sie mir sechzig Mille zurückgeben?«

»Ich«, sagt sie, »außerdem machen Sie noch genügend Gewinn, selbst bei hundertsechzigtausend. Ich weiß, was die Dinge wert sind.« Sie steckt das Geld in zwei ungleich großen Bündeln in ihre Umhängetasche, geht zu einem Café in der Nähe des Hauses. »In zwei Stunden komme ich«, sagt sie zum Abschied und sieht ihm nach, wie er davoneilt.

Sie trinkt Kaffee, isst ein Nusstörtchen, nippt zwischendurch an einem Kognak. Manchmal sieht sie auf die Uhr. Ihr Haus kann sie vom Café aus nicht sehen.

Genau zwei Stunden später steht sie davor, sieht zwei Männer, die ein Tischchen aus dem Haus tragen und auf einen bereits voll gestellten Möbelwagen heben. Sie runzelt die Stirn. Als sie das Haus betreten will, kommen ihr wieder Packer mit übereinander gestapelten Stühlen entgegen. Und als sie in der bereits leer geräumten Diele steht, laufen zwei Männer mit einem eingerollten Teppich an ihr vorbei.

»Herr Stange«, ruft sie zornig.

Der Mann kommt strahlend die Treppe heruntergeeilt.

»Gnädige Frau, alles ist zu Ihrer Zufriedenheit getan.«

Sie hat eine Entgegnung bereit, schweigt aber und lässt sich von dem Mann durch die nunmehr gänzlich leeren Räume führen. Ihr wird eigenartig zumute. Niemals hat sie die Zimmer so entblößt gesehen. Plötzlich hat sie Mitleid mit diesem alten Haus. Es sieht verlassen, geradezu verwaist aus, schäbig, ausgeraubt. Sie zögert einen Augenblick, als könne sie das Geschehen rückgängig machen, dann öffnet sie jedoch wortlos ihre Handtasche, gibt dem Mann das kleinere der Geldbündel, ohne es noch einmal nachzuzählen. Der tut es, schnell und sachkundig, doch bevor sie ungeduldig werden könnte, wünscht er ihr einen guten Tag und verschwindet.

Gitta geht ins Wohnzimmer, das nun nur noch ein altes leeres Zimmer mit verblichener, golddurchwirkter Tapete ist, stellt sich in die Mitte, stößt einen triumphierenden Schrei aus und wirft das Geld in die Luft. Es regnet Geldscheine auf sie